

Lotto no.: L253448

Nazione/Tipo: Resto del mondo

Collezione Mondo, con 18 buste numismatiche con Moneta, più altre buste in edizione speciale, su album.

Prezzo: 35 eur

[[Vai al sito www.matirafil.com](http://www.matirafil.com)]

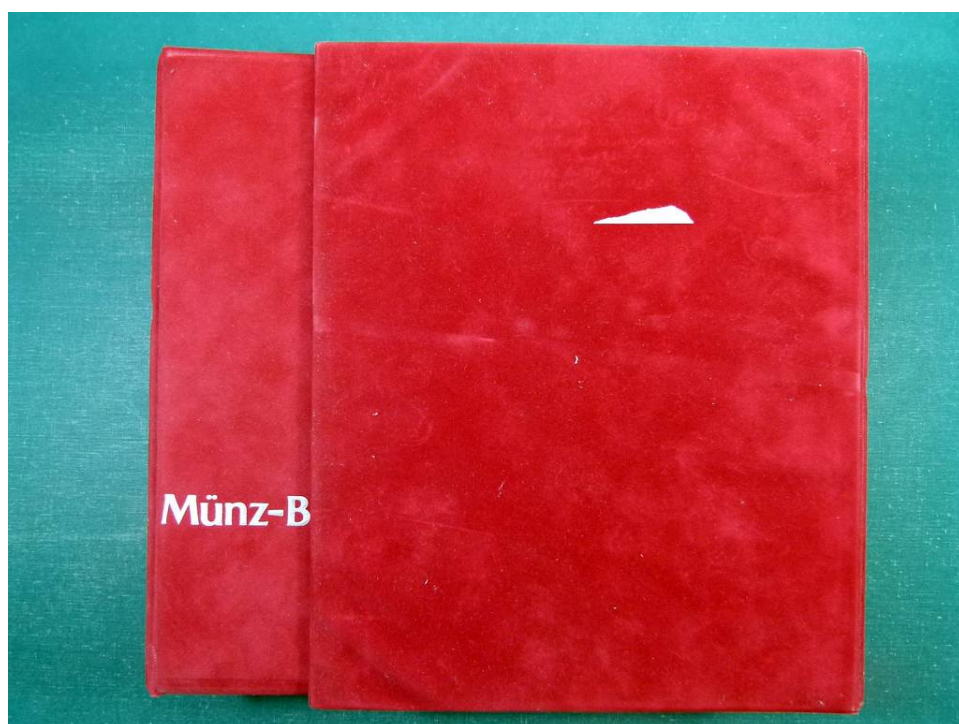


Foto nr.: 2

Weltwunder der Antike

Die Hängenden Gärten der Semiramis

Keines der Sieben Weltwunder hat die Phantasie der Menschen so stark beschäftigt wie die Hängenden Gärten von Babylon. Es gibt keine zeitgenössischen Berichte, in denen sie beschrieben werden. Aus mündlichen Überlieferungen entstand die Legende von einem Paradies in der Wüste.

Ein römischer Dichter besuchte die Gärten lange nach dem Untergang des Babylonischen Reiches. Er beschrieb sie als eine Reihe von gewölbten Terrassen, die wie bei einer Pyramide aufeinandergetürmt waren und von einer 7,6 Meter dicken Mauer begrenzt wurden. Jede Terrasse enthielt genügend Erde, daß Bäume auf ihr wachsen konnten. Über die Wände

der Terrassen ergossen sich die Triebe exotischer Pflanzen. Zypressen und Palmen spendeten Schatten, und die Luft war schwer von Blütenduft. Um die Gärten zu bewässern, wurde das Wasser aus dem nicht weit entfernten Fluß Euphrat durch unterirdische Rohrleitungen auf die Terrassen gepumpt.

Die Stadt Babylon lag an den Ufern des Euphrat im fruchtbaren Land Mesopotamien, des heutigen Irak. Sie war – neben den Hängenden Gärten – berühmt auch wegen ihrer unüberwindlichen Stadtmauern, die von vielen Menschen ebenfalls als Weltwunder angesehen wurden. Dabei handelte es sich um eine doppelte Mauer aus Lehmziegeln, durch die acht Tore in die Stadt führten. Zwischen den beiden Mauern verlief eine erhöhte Straße, die so breit war, daß ein vierspänniger Streitwagen darauf fahren konnte.

Babylon war eine der reichsten Städte des Altertums, ein Zentrum der Gelehrsamkeit und des Handels. Sie wurde von Kaufleuten aus vielen Ländern aufgesucht, die mit exotischen Gewürzen und anderen damals wertvollen Waren handelten. Den Höhepunkt ihrer Macht erreichte die Stadt unter König Nebukadnezar II., der von 605 bis 562 v.Chr. regierte. Diese glanzvolle Zeit war jedoch

nicht von langer Dauer. 539 v.Chr. eroberten die Perser die Stadt, und Babylon verlor seine Unabhängigkeit. Im Laufe der Jahre verließen die Menschen die Stadt. Um das Jahr 200 n.Chr. war sie menschenleer und verödet.

Etwas um das Jahr 900 v.Chr. war auch Babylon unter assyrischer Oberhoheit geraten, gegen welche jahrhundertlang alle Aufstandsversuche mißlangen. Als es jedoch Ägypten unter seinem König Psammetich um 650 v.Chr. gelang, die assyrische Fremdherrschaft abzuschütteln, war dies für die Meder, ein raues und kriegerisches Reitervolk im Iran, das fünfhundert Jahre von den Assyriern geknechtet worden war, das Zeichen, sich mit den Chaldäern, einem semitischen Volk in Südmesopotamien, zu verbünden, um gemeinsam das Joch der Assyrer zu zerbrechen. Die Rache der geknechteten Völker war gnadenlos: Nicht nur die Städte Assur und Ninive fielen, keine Stadt Assyriens blieb unzerstört. Grausame Gemetzel rodeten ihre Bewohner aus. Mesopotamien veränderte völlig sein politisches Gesicht. Im Norden entstand ein Medisches Reich, das fast bis an die Grenzen Indiens reichte, und im Süden wurde das Zweite Babylonische Reich mit Babylon als Hauptstadt errichtet, das noch einmal ganz

WELTWUNDER
DER ANTIKE



HÄNGENDE GÄRTEN
VON BABYLON



Foto nr.: 3

Weltwunder der Antike

Die Pyramiden von Gizeh

«Die Zeit trotz allem, aber die Pyramiden trotzen der Zeit,» sagt ein arabisches Sprichwort. Vor rund 4500 Jahren wurden die drei großen Pyramiden von Gizeh errichtet, die des Cheops, des Chephren und des Mykerinos. Die Bauherren waren Könige, von welchen man darüber hinaus nicht viel weiß.

König Cheops, ein energischer Herrscher, mit dem die vierte Dynastie der ägyptischen Pharaonen begann, errichtete mit seiner Pyramide das gewaltigste Bauwerk, das die Erde je getragen hat. Die gleichmäßigen Grundkanten messen je zweihundertdreißig Meter. Die Pyramide, auf der vorspringenden Felsnase eines Kalksteinplateaus errichtet, war ursprüng-

lich über hundertsechszwanzig Meter hoch. Der Kern der Pyramide besteht aus grob bearbeiteten, unregelmäßig versetzten Kalksteinblöcken, die Verkleidung aus gut behauenen, sauber gefügten Blöcken. Der größte Teil davon ist heute abgetragen, sie wurden als Baumaterial verwendet. Der ursprüngliche Eingang lag an der Nordseite in achtzehn Meter Höhe. Von hier führte ein siebenundneunzig Meter langer Gang durch den gewachsenen Fels unter der Erde in eine Grabkammer. Sie war ausgerichtet auf den Zirkumpolarstern, den Regenten des Firmaments. Cheops, der «irdische» Polarstern, dokumentierte damit seinen Wunsch und die Hoffnung, von der Erde in den Himmel aufzusteigen und die Vergänglichkeit zu überwinden. Ein zweiter, achtunddreißig Meter langer, sehr niedriger Gang führt im Inneren von der Bodenfläche aus schräg nach oben. Er verläuft dann waagrecht und wird höher, so daß die Menschen aufrecht gehen können. Dieser Gang endet in einer genau unter der Pyramidenspitze gelegenen Kammer, zwanzig Meter über dem Boden. Sie ist mit Tura-Kalkstein so regelmäßig ausgewandert, daß sie wie aus dem Felsen herausgehauen erscheint. Ein weiterführender Gang endet blind, und der unfertig geblieben Boden

der Kammer läßt vermuten, daß dieses Projekt schließlich aufgegeben wurde. Die Erbauer beschäftigten sich dann wieder mit dem ursprünglichen, schräg emporksteigenden Gang. Sie führten ihn zweiundvierzig Meter weiter nach oben, allerdings jetzt als große Galerie mit einer Breite von über zwei Metern und einer Höhe von über acht Metern. Die Galerie wurde mit Mokkadam-Kalkstein ausgekleidet. Sie öffnet sich über einem kleinen Vorraum zur eigentlichen, mit schwarzem Granit ausgewanderten Grabkammer, die wiederum fast genau unter der Pyramidenspitze liegt. Der Granitsarkophag des Pharaos war bei seiner Entdeckung leer, der Deckel verschwunden. Um Grabräubern den Zugang zur Pyramide zu verwehren, war die Verschiebung des Eingangs und der Gänge eine der wichtigsten Aufgaben für die Erbauer. Riesige Sperrblöcke waren so vorbereitet, daß sie nach der Beisetzungsfeierlichkeit heruntergelassen werden konnten. Dennoch fanden die Grabräuber ihren Weg. Es ist wahrscheinlich, daß bereits die Revolutionäre am Ende des Alten Reiches den Pharaos aus seinem Sarg rissen. In der Pyramide des Cheops könnten die Peterskirche zu Rom, die Dome von Mailand und Florenz, die St. Pauls-Kathedrale und die Westminster-

**WELTWUNDER
DER ANTIKE**



PYRAMIDEN VON GIZEH

Foto nr.: 4



Foto nr.: 5

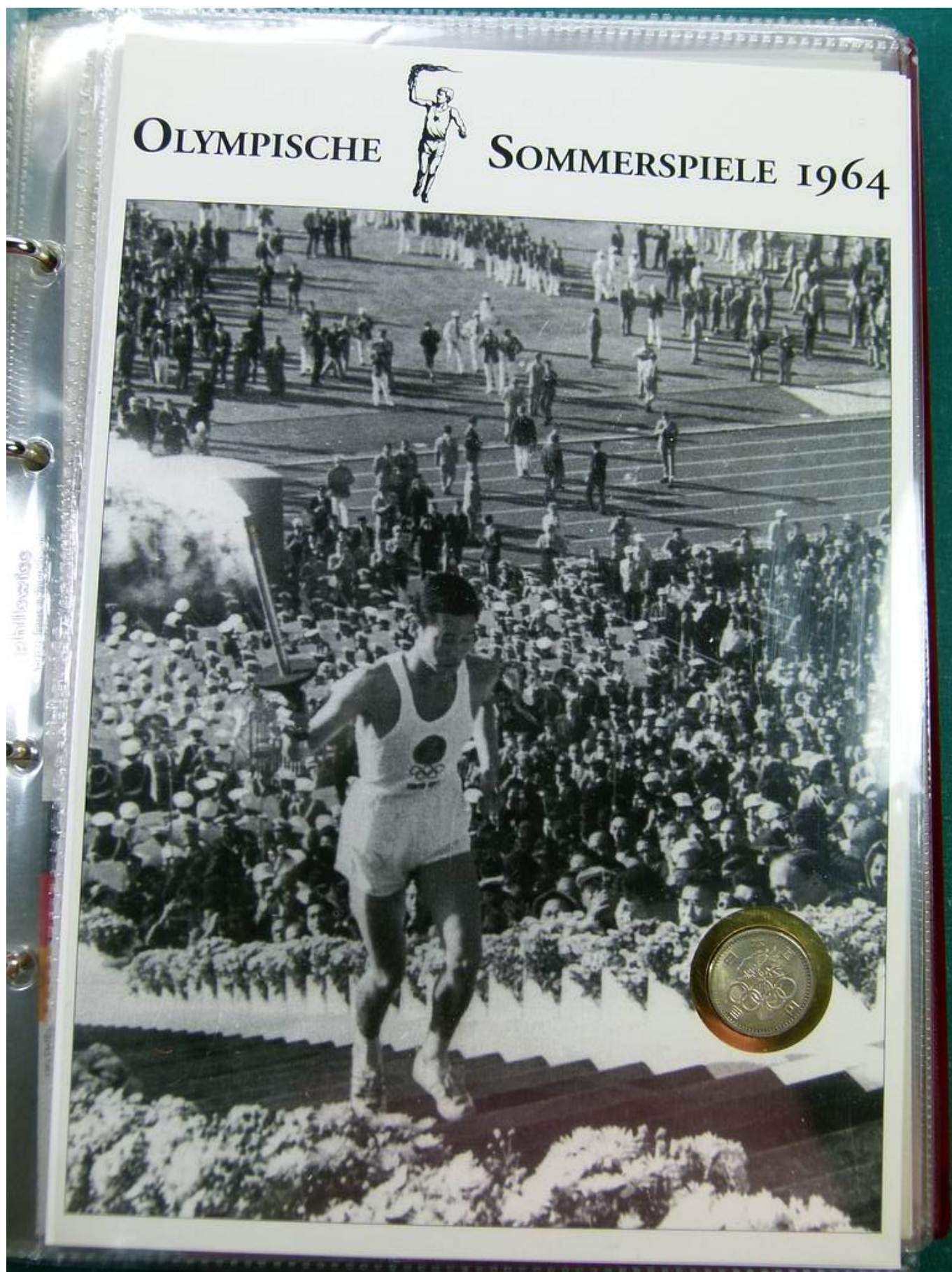


Foto nr.: 6

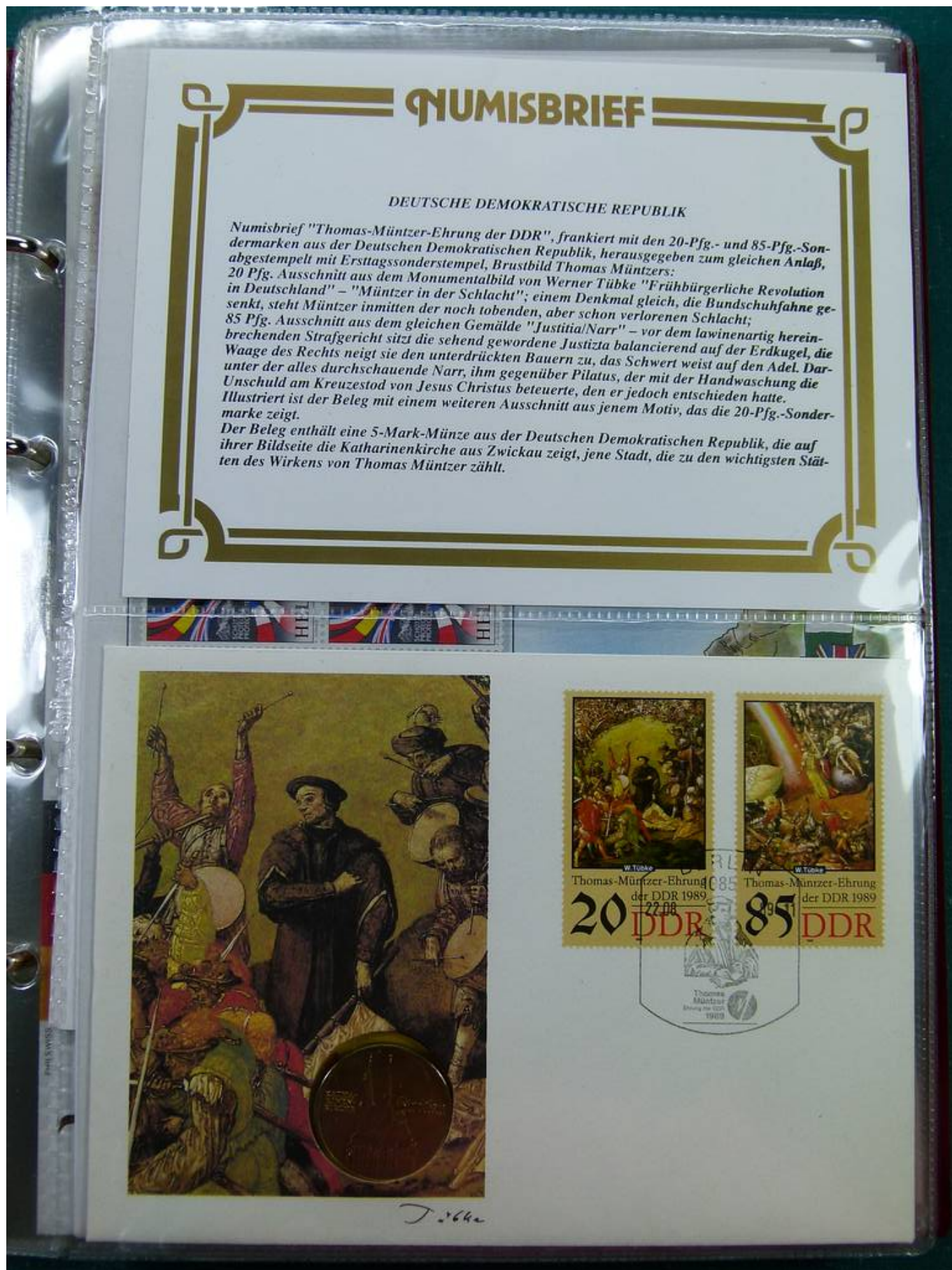


Foto nr.: 7



Foto nr.: 8



Foto nr.: 9

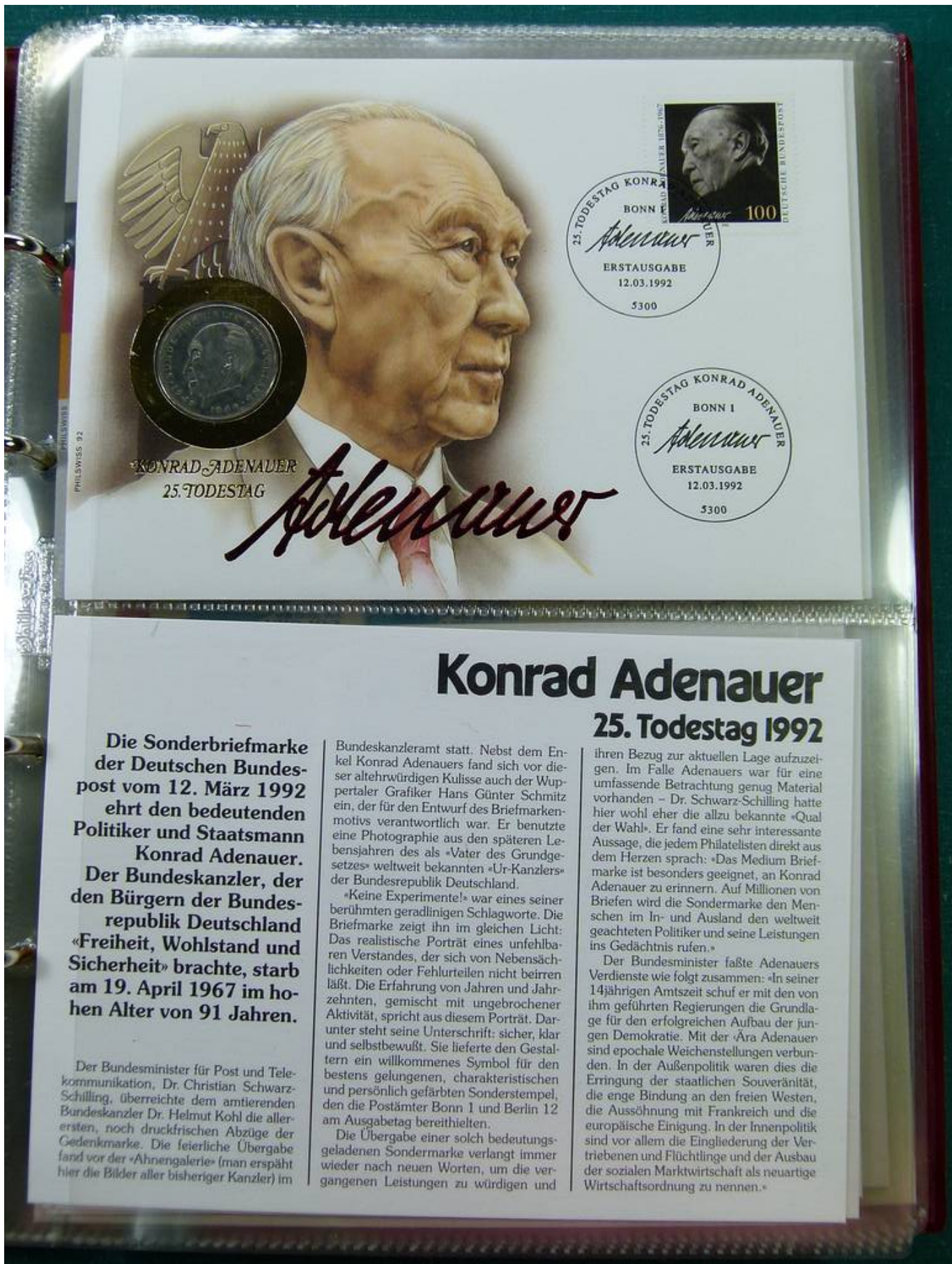


Foto nr.: 10



Pro-Sport-Marke 1992

Am 20. Februar 1985 stimmte der Schweizerische Bundesrat einer Änderung der «Verordnung über die Ausgabe von Sonderpostmarken durch die PTT-Betriebe» zu. Damit wurden die Voraussetzungen zur Herausgabe von Pro-Sport-Zuschlagsmarken in gewissen zeitlichen Abständen geschaffen.

So erschien am 11. Februar 1986 die erste schweizerische Pro-Sport-Marke. Ihr folgte am 25. August 1989 die zweite, und nun liegt bereits die dritte Ausgabe vor. Sie wurde von dem am 30. August 1991 verstorbenen Schweizer Künstler Jean Tinguely geschaffen und zeigt ein unvollendetes Werk aus dem Nachlaß, das

ein Zusammenspiel verschiedener Elemente aus zahlreichen Sportarten darstellt und so die Vielfalt sportlicher Betätigungen dokumentiert.

Die Idee, Zuschläge auf Briefmarken zugunsten sportlicher Hoffnungsträger zu verwenden, wurde im deutschsprachigen Raum erstmals 1978 von der Deutschen Bundespost in die Tat umgesetzt. Damals wurden gemäß Empfehlung der «Stiftung Deutsche Sporthilfe» die ersten Briefmarken «Für den Sport» verausgabt.

In der Schweiz nahm die Realisierung dieses Anliegens entschieden mehr Zeit in Anspruch. So mußte die bestehende «Stiftung Schweizer Sporthilfe» für ihren Wunsch viele Jahre lang kämpfen, bevor er schließlich in Erfüllung ging und die erste Pro-Sport-Marke mit Zuschlag erscheinen konnte.

Den Philatelisten ist Jean Tinguely als Briefmarkengestalter noch in bester Erinnerung, schuf er doch 1988 die Gemeinschaftsausgabe Schweiz/Frankreich, die später zur schönsten Briefmarke des Jahres gewählt wurde. Mit Tinguely verlor die Schweiz einen ihrer bedeutendsten und populärsten bildenden Künstler. Er war eine schillernde Figur – originell und lebenswürdig, versponnen und spontan,

erfolgreich, charmant und großzügig. Er ließ sich nicht einordnen, verstand sich mit den einfachen Leuten ebenso gut wie mit Prominenten und Intellektuellen. Zeit seines Lebens erhielt er sich viel künstlerische Narrenfreiheit. Ein blauer Automechaniker-Overall war sein Markenzeichen. Er selbst war schon zu Lebzeiten ein Mythos. Exportartikel Nummer eins in Sachen Kultur: Als erster lebender Schweizer war er mit einer großen Ausstellung in Moskau zu Gast. Er liebte schnelle Boliden, Auto- und Motorradrennen, war sein Leben lang von der Bewegung fasziniert. Er reiste viel, flog um den ganzen Erdball. Moskau, Freiburg, Paris, Berlin, Tokio, New York – überall war er zu Hause ...

Tinguelys steile internationale Karriere begann 1953 in Paris. Schrott und Elektromotoren wurden zu seinen wichtigsten Arbeitsmaterialien. «Heureka», sein erstes Monumentalwerk, erhitze und erheiterte an der Schweizerischen Landesausstellung 1964 die Gemüter. Inzwischen faszinieren seine Maschinenplastiken (Schauspiel und Geräuscheinfolge zugleich) weltweit ein Millionenpublikum. Daß er Briefmarken entwarf, ist ein erstaunlicher Gegensatz, durch den er auch bei den Philatelisten in bester Erinnerung bleiben wird.

Foto nr.: 11



Foto nr.: 12



Foto nr.: 13



Foto nr.: 14



Foto nr.: 15

Pro Juventute 1992 Rotbuche (*Fagus silvatica*)

Der laufende Vierjahreszyklus 1991-1994 der Pro-Juventute-Briefmarken steht unter dem Motto «Der Wald – Lebensraum für die Jugend». Er soll dazu beitragen, den Blick für die wichtige, aber bedrohte Lebensgrundlage Wald zu schärfen. Dieses Jahr geht es um die Waldbäume.

Wir durchstreifen die Wälder zu jeder Jahreszeit. Im Frühjahr freuen wir uns über das Erwachen der vielen Frühblüher und über das Hervorbrechen des frischen Laubes. Im Sommer genießen wir die Kühle im Schatten des mächtigen Kronendaches. Der herbstliche Laubwald bringt bunte Farben in allen Abstufungen hervor. Im Winter

beeindruckt uns die Stille und oft auch die Verzauberung durch den Schnee. Viele Menschen suchen in den Wäldern Ruhe, Entspannung und Erholung. Ohne Wälder wäre unser Leben um vieles ärmer.

Jeder Wald bildet für sich eine geschlossene Lebensgemeinschaft. Sie umfaßt alle Pflanzen und Tiere, die innerhalb dieses Lebensraumes vorkommen, von den riesigen Bäumen bis zum winzigen Bakterium in der Erde. Die vielfältigen Beziehungen zwischen den Bewohnern dieser Gemeinschaft und ihre gegenseitige Abhängigkeit sind kompliziert und nur schwer durchschaubar. Daher war es auch so schwierig, die Ursachen des in den letzten Jahren akut gewordenen Absterbens der Waldbäume herauszufinden. Unsere Bäume geraten aus verschiedenen Richtungen gleichzeitig in die Klemme. Die Schadstoffe aus der Luft wirken als saurer Regen direkt auf das Blattwerk ein und schädigen schließlich alle Organe des Baumes. Der ständige Säureeintrag in die wurzelnahen Erdschichten vernichtet Bodenlebewesen. Im Boden gebundene Metalle werden durch die Säure freigesetzt und schädigen das Feinwurzelwerk. Dadurch kann der Baum nicht mehr genügend Wasser und Nährstoffe aufnehmen. Er wird stark geschwächt und stirbt

allmählich ab – ein Prozeß, der zusätzlich durch Trockenheit und Frost beschleunigt wird. Das komplexe Problem läßt sich nicht mit wenigen einzelnen oder halbherzigen Maßnahmen lösen. Es braucht vielmehr ein ganzes Paket von Maßnahmen, das kompromißlos verwirklicht wird und das die Schadstoffbelastung wesentlich unter das Niveau von 1990 zu drücken vermag. Alles andere kann den Wald auf lange Sicht hinaus nicht retten ...

Einer der bekanntesten Bäume unseres Waldes ist die Rotbuche. Es ist die einzige in Mitteleuropa heimische Buchenart. Der Stamm mit seiner grauen, glatten Rinde wird bis 30 Meter hoch und erreicht eine Dicke von 1,5 Metern. Die Blätter sind spitz-eiförmig. Sie haben eine dunkelgrüne Oberseite und eine hellere Unterseite. Die weiblichen Blüten bilden kugelige, hängende Kätzchen, während die männlichen jeweils zu zweien in aufrechten Köpfchen sitzen. Bucheckern nennt man die Früchte. Es sind scharf dreikantige, glänzend braune Nussfrüchte, reich an Öl, Stärke und Eiweiß. Sie enthalten jedoch auch Saponin, weshalb sie leicht giftig sind. Das Holz der Rotbuche ist gelblichweiß, hart und zäh, verzehrt sich aber gerne. Es wird als Bauholz und zur Möbelherstellung verwendet.



Rotbuche



Pro Juventute
Marken
1992
Ersttagsbrief



Foto nr.: 16



Spitzahorn



Pro Juventute
Marken
1992

Ersttagsbrief



Pro Juventute 1992 Spitzahorn (Acer platanoides)

Seine charakteristischen Doppel-Samen wirbeln durch die Luft wie kleine Spielzeug-Helikopter. Im Herbst zeigt er sich von seiner schönsten Seite: Die Blätter verfärben sich zuerst gelb und werden dann leuchtend rot. Sie tragen damit viel zur Schönheit des herbstlichen Waldes bei.

Der Spitzahorn ist überall im klimatisch gemäßigten Teil Europas bis zum Kaukasus und zum Ural heimisch. Auch er kann eine Höhe von 30 Metern erreichen. Seine Rinde besteht aus schwärzlicher, längsrissiger und nicht abblätternder Borke. Die Krone dieses Baumes ist groß und dicht, die Blätter sind handförmig und enthalten einen

Milchsaft. Die einzelnen Blattfinger laufen spitz aus, was dem Baum seinen Namen gegeben hat. Die Blüten tragen gelbgrüne Kronblätter und bilden fast aufrechte, reichblütige kurze Doldentrauben. Die charakteristischen Spaltfrüchte setzen sich aus jeweils zwei einseitig geflügelten Teilfrüchten zusammen, die vom Wind über weite Strecken weggewirbelt werden können. Den Spitzahorn findet man in Laubmischwäldern, aber oft auch als Park- oder Alleebaum. Das weißliche, harte, aber elastische Holz wird für Furniere im Möbelbau, beim Streichinstrumentenbau sowie für Schnitz- und Drechslerarbeiten verwendet.

Wälder können große Wassermengen speichern. Bei starken Regenfällen gibt das Kronendach das Wasser an die Strauchschicht ab, die es ihrerseits zur Kraut- und Mooschicht weiterführt. Viele Tropfen bleiben an den Blättern, Nadeln und Zweigen hängen und verdunsten. Moospolster vermögen sich gleich einem Schwamm mit Wasser vollzusaugen. Ein Teil des Wassers versickert im lockeren Waldboden und verbleibt in der Humusschicht. Ein anderer Teil dringt tiefer, trifft auf lehmige, wasserundurchlässige Schichten und tritt in Mulden als Waldquelle wieder hervor. Während Acker- und Weideböden nur wenig Wasser

aufnehmen und viel davon oberflächlich abläuft, speichern gute Waldböden große Mengen davon. Wälder wirken daher im Wasserhaushalt ganzer Täler ausgleichend. Aus Gewinnsucht wurden in den vergangenen Jahrhunderten Wälder großer und kleiner Bergtäler abgeholzt. In der Folge stürzten fast nach jedem Unwetter von den entblößten Berghängen wilde Wasser ins Tal und trugen dabei die spärliche Erde mit. Die Wildbäche vereinigten sich im Haupttal zu einem reißenden Fluß, der die fruchtbaren Felder verheerend mit Schutt und Schlamm überzog. Danach mußten Hunderte von Millionen für Wildbachverbauungen und für die Aufforstung ausgegeben werden – oft nicht einmal mit Erfolg. Was vor Jahrhunderten so leichtsinnig zerstört worden war, konnte vielfach trotz erheblicher Anstrengungen nicht wieder aufgebaut werden. Wälder, die im Einzugsgebiet von Wildwassern liegen und solche, die Schutz gegen Lawinen, Stein- oder Eisschläge, Erdbeben und schädliche klimatische Einflüsse bieten, bezeichnet man als Schutzwälder. Sie müssen unbedingt erhalten bleiben, denn viele Bergtäler wären kaum bewohnbar, wenn Dörfer, Einzelhöfe, Ställe, Felder und Wege nicht im Schutze dieser Wäldungen stünden.

Foto nr.: 17

Pro Juventute 1992

Stieleiche (Quercus robur)

Bei den indogermanischen Völkern und auch in Japan galt die Eiche als heiliger Baum. Sie stellt in vielen Ländern der Erde ein Sinnbild für Stärke, Standhaftigkeit und Sieg dar. Ein Kranz aus Eichenlaub schmückt auch heute noch oft das Haupt von Gewinnern in sportlichen Wettbewerben.

Die Eichen zählen zur Gattung der Buchengewächse und kommen in ungefähr 500 Arten auf der ganzen Nordhalbkugel der Erde vor. Die Stiel- oder Sommerliche bevorzugt als Standort die klimatisch gemäßigten Teile Europas bis hin zum Kaukasus. Eichen können die beeindruckende Höhe von 35 Metern erreichen; ihr Stamm ist oft

knorrig und kann in manchen Fällen über zwei Meter dick werden. Die Blätter wachsen in Büscheln am Ende der Triebe. Sie sind unregelmäßig gebuchtet und leicht zu erkennen. Die Früchte – die Eicheln – sind walzenförmig und stecken in napfartigen Fruchtkelchen. Meist sitzen gleich mehrere zusammen an langen Stielen. Blüten und Früchte trägt die Stieleiche erst zwischen dem fünfzigsten und achtzigsten Lebensjahr. Die Eicheln wurden früher gerne zur Schweinemast verwendet; heute dienen sie oft noch zur Fütterung des Wildes. Das Eichenholz ist von sprichwörtlicher Härte, aber elastisch, mit gelblichem bis dunkelbraunem Farbton. Es wird meist im Möbel- und Innenausbau verwendet, eignet sich aber dank seiner Dauerhaftigkeit auch hervorragend für Parkettböden, Holzfasern und Eisenbahnschwellen.

Wenn im Herbst die Tage kürzer werden und die ersten Fröste einsetzen, färben sich die Laubmischwälder bunt. Die Bäume ziehen einen Teil der in den Blättern befindlichen Nährstoffe zurück und bilden anschließend am Grunde der Blattstiele eine Trennungsschicht. Bald darauf fallen die Blätter ganz ab. Die beim Blattfall entstandene Wunde wird mit einer Korkschicht verschlossen. Da im Winter das Wasser aus

dem gefrorenen Boden nur noch schwer zu beschaffen ist, könnten die Laubbäume bei weiterdauernder Wasserabgabe der Blätter austrocknen. Der jährliche Laubfall schützt sie jeden Herbst vor dieser Gefahr.

Im lockeren Waldboden wartet ein riesiges Heer von Organismen darauf, Blätter, absterbende Pflanzen und tote Tiere zu zersetzen. Käfer, kleine Rundwürmer, Insektenlarven und andere Kleintiere zerlegen das Laub und gewinnen daraus Stoffe zum Aufbau ihres eigenen Körpers. Pilze und Bodenbakterien zersetzen das Laub, die pflanzlichen Abfälle und die Ausscheidungen vieler Tiere. Die ausgeglichene Feuchtigkeit und Wärme des Waldbodens bietet ausgezeichnete Bedingungen zum Gedeihen und zur raschen Vermehrung dieser kleinen Lebewesen, die beim Stoffabbau eine so bedeutende Rolle spielen. Man hat berechnet, daß ein Kilogramm guter Walderde zehn Milliarden Bakterien enthalten kann! Die vollständige Zersetzung von Buchenlaub erfordert drei Jahre. Die im Laub und in anderen toten Lebewesen enthaltenen Stoffe gelangen dadurch allmählich wieder in die Erde zurück und können von den Pflanzenwurzeln mit Hilfe von Wasser erneut aufgenommen werden – der Kreislauf der Nährstoffe ist damit geschlossen.



Stieleiche



Pro Juventute
Marken
1992

Ersttagsbrief



Foto nr.: 18



Pro Juventute 1992

Fichte (Picea abies)

Bald stehen sie wieder in den Stuben, in Gärten und auf Plätzen: die mit bunten Glaskugeln und Kerzen, mit Lametta, Nüssen und Engeln geschmückten Weihnachtsbäume. Und meist sind es kleinere oder größere Fichten, im Volksmund Rottannen genannt, denen diese ehrenvolle Aufgabe zukommt.

Die Fichte oder Rottanne gehört zur Gattung der Kieferngewächse. Sie kommt in über vierzig Arten auf der nördlichen Erdhalbkugel vor. Fichten sind immergrüne Nadelhölzer mit einzelstehenden, spiralig um den Zweig gestellten Nadeln und hängenden Zapfen. Die Rottanne ist der wichtigste Waldbaum Nord- und Mitteleuropas.

Sie kann bis 60 Meter hoch und tausend Jahre alt werden. Die Krone ist spitz, die Bewurzelung flach und weitreichend, die Borke rötlich bis graubraun. Sie blättert in runden Schuppen ab.

Die Nadeln sind vierkantig, glänzend grün und stachelspitzig. Erdbeerförmige, zuerst rote, dann gelb werdende Kätzchen bilden die männlichen Blüten, die weiblichen befinden sich in den purpurroten bis grünen aufrechten Zapfen, die nach der Reifung braun werden und nach unten zu hängen beginnen. Fichtennadeln liefern einen Extrakt, der als Badezusatz verwendet werden kann, das Harz dient als Rohmaterial für Terpentinöl und für Kolophonium (Geigenharz). Fichtenholz ist gelblichweiß, leicht und weich. Es wird als Möbelholz, Bauholz und Papierholz verwendet.

Der moderne Waldbau strebt heute einen möglichst natürlichen Wald an, in dem verschiedenaltigen Nadel- und Laubbäume gemischt vertreten sind. Noch vor hundert Jahren ging man andere Wege, war man doch darauf bedacht, aus den Wäldern einen möglichst großen Nutzen zu ziehen. Ganze Flächen wurden kahlgeschlagen. Darauf pflanzte man aus Tännchenschulen Bäumchen in Reih und Glied. In tieferen Lagen wurden meist nur Fichten angebaut,

die sich später gut verkaufen ließen. Durch diese Methode wuchsen gleichaltrige Bäume heran, die nach 60 bis 80 Jahren wieder gleichzeitig geschlagen werden konnten. Nach Jahren und Jahrzehnten zeigten sich jedoch schwerwiegende Folgen dieser einseitigen Waldbaumethode. Die Kahlschläge erwiesen sich als einschneidende Eingriffe in das biologische Gleichgewicht der Wälder. Die Kronen der gleichaltrigen Bäume schlossen sich so dicht, daß weder die Strauch- noch Krautschicht richtig aufzukommen vermochte und eine natürliche Verjüngung ausblieb. Anstelle der Laubstreu fiel nur noch Nadelstreu, die zur Versauerung des Bodens führte, weil Pilze und Bakterien die Nadeln nur schwer abbauen können. Auch versuchten alle Fichten, in gleicher Höhe ihre Kronen und in gleicher Tiefe ihre Wurzeln auszubreiten, wodurch sie sich gegenseitig beengten. Häufig steckten Pilzkrankheiten die Bäume an, und in trockenen Sommern breitete sich der Borkenkäfer massenhaft aus, der viele Bäume zum Absterben brachte. Kahlschlagflächen mit gleichaltrigen Bäumen verschwinden deshalb zusehends, weil man aus den oben angeführten Gründen wieder zu einer möglichst natürlichen Waldwirtschaft mit gemischtem Baumbestand zurückgekehrt ist.

Foto nr.: 19

Pro Juventute 1992

König Melchior

Weil die Stiftung Pro Juventute dieses Jahr ihr 80jähriges Bestehen feiert, gab sie neben der üblichen Viererserie eine Weihnachtsmarke heraus. Das hierfür geschaffene Motiv stellt Melchior dar, einen der Heiligen drei Könige, die laut christlicher Überlieferung dem Kometen nach Bethlehem folgten.

Ob es tatsächlich Könige waren, die in Bethlehem das Christkind fanden, ist sehr ungewiß. Sie brachten jedoch Gaben mit, die damals als königlich galten: Gold bedeutete Weisheit des Königs, Weihrauch Opfer und Myrrhe die Kraft der Selbstbeherrschung. Im Matthäus-Evangelium ist von Magiern die Rede. Das waren zu jener

Zeit sternkundige Priester aus östlich von Israel gelegenen Ländern, auch die «Weisen aus dem Morgenland» genannt. Ihre Namen bekamen sie erst später; in einer frühchristlichen Erzählung «taufte» man sie Kaspar, Melchior und Balthasar und machte sie zu Bischöfen. Die Legende, daß es Könige waren, fand allerdings bei vielen Gläubigen Anklang. So feiert man am 6. Januar das Dreikönigsfest, backt den Dreikönigskuchen mit der Krone und der versteckten Figur, oder man begibt sich zum Sternsingen auf die Runde durchs Dorf.

Zahlreiche Geschichten erzählen von der Reise der drei Suchenden. In der folgenden begeben wir uns zuerst in ein Land östlich von Israel. Es mag Arabien, Mesopotamien oder gar Indien gewesen sein. Dort finden wir einige gelehrte Männer, die sich mit den hebräischen Schriften beschäftigen und im Westen einen merkwürdigen neuen Stern entdeckt haben. Sie wollen hinreisen, um die Sache näher zu untersuchen. Es sind gebildete Leute, Ratgeber, Philosophen, reich und angesehen. Der Weltherrscher, der in den jüdischen Geschichtsbüchern angekündigt wird, kann ihnen nicht gleichgültig sein. Also machen sie sich auf, ausgerüstet mit Tieren, besten Reiseutensilien und reichen Geschenken.

Tagsüber, wenn die Sonne brennt, ruhen sie, aber nachts folgen sie dem neu entdeckten glitzernden Stern. Endlich bleibt dieser beinahe über ihren Häuptern stehen, ein Zeichen, daß sie dem Ziel nahe sind. In Jerusalem erkundigen sie sich bei den Priestern und weisen Männern nach dem neugeborenen König der Juden. Aber sie erfahren nichts, was ihnen weiterhelfen könnte, und verlassen die Stadt.

Wie es Abend wird, erscheint wieder der seltsame Stern. Sein Lichtstrahl fällt zwischen den Hügeln auf das Dach einer unscheinbaren Hütte, so daß es glänzt. Dahin wenden die Reisenden mit Tieren und Gepäck ihre Schritte und finden tatsächlich einen vor kurzem geborenen Säugling. Das ist bestimmt das Kind, das sie suchen! Alles spricht dafür: die feierliche Atmosphäre, der leuchtende Stern, die demütigen Eltern Maria und Josef – und nicht zuletzt die Sprache ihres eigenen Herzens. Nun knien sie vor dem Kinde nieder und beten es an. Dann öffnen sie eifrig ihre Gepäckstücke und entnehmen ihnen die kostbaren Geschenke, den Weihrauch und die Myrrhe und legen alles in die Hände Josefs. Nach kurzer Rast nehmen sie Abschied und machen sich beglückt auf die weite Reise zurück in ihr eigenes Land.



König Melchior

Pro Juventute
Marken
1992

Ersttagsbrief



Foto nr.: 20



Foto nr.: 21



Foto nr.: 22



Foto nr.: 23

Weihnachten 1992

Die Gemeinde Triesen, im Liechtensteiner Oberland zwischen Balzers und der Residenz Vaduz gelegen, liefert die drei feierlichen Motive für die Weihnachtsmarken 1992 des Fürstentums Liechtenstein. Sie zeigen die St. Mamertuskapelle, ein Weihnachtskrippen-Relief sowie die ehrwürdige St. Maria-Kapelle.

Die Kapelle St. Mamertus auf der Terrasse über der Gemeinde Triesen ist das erste Motiv der drei Weihnachtsmarken. Triesen blickt auf eine lange Besiedlungsgeschichte zurück. Im Mittelalter war das Dorf eine der bedeutendsten Siedlungen auf dem Gebiet des heutigen Fürstentums Liechtenstein. Zur Zeit der Christianisierung, als St. Luzi in Chur wirkte und der

heilige Gallus von Norden her das heutige St. Gallen erreichte, entstand in Triesen vermutlich bald einmal eine Pfarrei. Auf der Anhöhe, wo die heutige St. Mamertuskapelle steht, soll sich die erste Pfarrkirche des Dorfes befunden haben. Bei Grabungen stieß man südlich und westlich der Kapelle auf einen alten Friedhof. Zudem wurde ersichtlich, daß auf dem Gelände ein Gebäude gestanden hatte, das von einer dicken Mauer umgeben war. Daß die Kapelle dem heiligen Mamertus geweiht wurde, ist eigenartig, denn dieser kommt sonst in der gesamten Diözese Chur als Kirchenpatron nicht vor. Der Grund liegt vermutlich in der Lokalgeschichte Triesens.

Der zweite Markenwert zeigt die Weihnachtskrippe aus der Triesener Pfarrkirche St. Gallus. Sie ist ein Werk des aus dem Südtirol stammenden, sehr talentierten Kunststudenten Johannes Troyer, der später aufgrund dieses gelungenen Werkes mehrere kirchliche Aufträge erhielt und sich daneben auch als Briefmarkengestalter einen Namen machte.

Krippen sind vor allem Darstellungen der Ereignisse der Weihnachtsnacht mit frei beweglichen Figuren. Neben aufwendig gestalteten Kirchenkrippen ist eine Vielzahl kleinerer Hauskrippen verbreitet. Solche Darstellungen kamen vor allem

durch die Krippenfeier des heiligen Franz von Assisi im Jahre 1223 in Mode. Im Laufe der Geschichte entwickelten sich verschiedene Stilrichtungen. Die prächtigen Barockkrippen mit allerlei kunstfertigen Mechanismen und einem Heer von Figuren wandelten sich im Rokoko durch den Einbezug von Nebenereignissen zu wahren Miniatur-Volkstheatern. Dies führte in der Zeit der Aufklärung zu einer Gegenreaktion, und teilweise kam es sogar zu Krippenverboten.

Die ungefähre Entstehungszeit der Marienkapelle kann indirekt aus zwei Urkunden ermittelt werden. In Chur, wo jetzt das Priesterseminar steht, lag im 12. Jahrhundert das Prämonstratenserklöster St. Luzi. Dessen Gründung erfolgte im Jahre 1140 durch Bischof Konrad I. von Chur. In einer Urkunde von 1209 bestätigte Papst Innozenz III. dem Kloster St. Luzi verschiedene Güter, darunter auch einen Hof in Eschen und einen Hof zu Trischun. Von einer Kapelle war hier noch nicht die Rede. Am Samstag vor dem Gallustag 1414 stellte ein gewisser Klaus Brunner dem Probst von St. Luzi einen Revers aus über ein Gut, das zur Kapelle unsere Liebe Frau zu Triesen gehörte. Dies ist die älteste Erwähnung der Marienkapelle. Sie muß also zwischen 1209 und 1414 gebaut worden sein.

Weihnachten 1992



Foto nr.: 24

